

# Heimat – Zur Erneuerung und Wiederaneignung eines alten Begriffs

ALEIDA ASSMANN

*Diese Erlebnisse, die man in Städten hat, lassen sich nicht zu ende erzählen.*

CZESŁAW MIŁOSZ<sup>1</sup>

Im deutschen Sprachraum gilt der Begriff „Heimat“ als obsolet. In dieser Bedeutung bezeichnet er eine geschichtslose Idylle, die eine bestimmte Gruppe mit einem bestimmten Raum verschmelzen lässt. Raum und Gruppe haben sich seit unvordenklicher Zeit gegenseitig hervorgebracht und bestätigen sich gegenseitig. In dieser engen Beziehung ist die Heimat Mutterboden und genuiner Schutzraum der eigenen Identität, die sich ihrerseits als gewachsen, verankert, authentisch und bruchlos kontinuierlich erfährt.

Diese Vorstellung von Heimat als Idylle ist in Zeiten der tiefgreifenden Umwälzungen durch Modernisierung dysfunktional geworden; Modernisierung erfordert nicht Beharrungsvermögen und affektive Bindung an einen Ort, sondern vor allem Mobilität und die Fähigkeit zur Anpassung an das Neue. Der moderne Mensch – so die Gegenthese, die ich aus einem amerikanischen Roman zitiere – muss sich von dieser Magie des

<sup>1</sup> Czesław Miłosz, *Verlorene Orte*, S. 8 (Manuskript der deutschen Übersetzung). Das polnische Original: Czesław Miłosz „Szukanie ojczyzny“. Kraków, Znak, 1996.

Bodens lösen und das enge Band zu seinem Herkunftsort kappen, wenn er die in ihm angelegten zivilisatorischen Potentiale verwirklichen will. „Es bekommt der menschlichen Natur ebenso schlecht wie einer Kartoffel (so schreibt ein amerikanischer Autor des 19. Jahrhunderts), wenn sie über eine allzu lange Folge von Generationen immer wieder in denselben ausgelaugten Boden gepflanzt wird. Meine Kinder hatten andere Geburtsorte, und sie werden, sofern es in meiner Macht steht, ihr Glück anderswo suchen und ihre Wurzeln in fremde Erde treiben.“<sup>1</sup> Modernisierung und Heimat stehen konträr zueinander, sie bilden aber auch eine Dialektik, denn mit zunehmender Entwurzelung und Mobilisierung gewinnt das imaginäre Wunschbild eindeutiger Zuordnung und sicherer Verankerung immer mehr an Überzeugung.

Neuerdings ist der obsolet geglaubte Heimatbegriff wieder in den aktiven Sprachgebrauch der Literatur- und Kulturwissenschaftler zurückgekehrt und dabei zum Ausgangspunkt für vielfältige Diskurse, Reflexionen und Kontroversen geworden. Eines ist dabei klar: Er ist nicht mehr das, was er war. Heimat ist nicht mehr das Reizwort der Ewig Gestrigen, die sich der Einsicht in die Wandlungen unserer Welt verweigern. Der Begriff ist seiner alten Assoziationen und Werte weitgehend entkleidet worden und wird ganz neu aufgefüllt. Im Folgenden möchte ich zeigen, welche neuen Bedeutungen diesem alten Begriff in diesem noch andauernden Prozess zugewachsen sind und weiter erprobt werden. Zuvor möchte ich aus deutscher Perspektive mit wenigen Stichworten den Situationskontext skizzieren, in dem der Heimatbegriff heute neu verhandelt wird.

### **Heimat in neuem Kontext**

Nach 1945 wurde in Westdeutschland das Programm der „Neuen Heimat“ aufgelegt. Damit war ein politisches und wirtschaftliches Bauprojekt benannt, das der Bevölkerung nach der Trümmerwüste, die der Bombenkrieg in deutschen Städten hinterlassen hatte, die freudige Erwartung auf ein Eigenheim in Aussicht stellte. Mit wirtschaftlichem Aufstieg und dem eigenen Heim verbanden sich Werte wie Modernisierung und Zukunft und damit zugleich die Befreiung von einer katastrophischen und

1 Nathaniel Hawthorne, *The Scarlet Letter*. New York, 1962, S. 23.

traumatischen Vergangenheit. Der Begriff Heimat wurde damit von den Konnotationen der Vergangenheit, Verankerung und Kontinuität getrennt und wurde als „neue Heimat“ zum Symbol für Modernisierung, Bruch und Zukunftsversprechen. „Neue Heimat“ war nicht nur ein Leitbegriff der Nachkriegszeit, es war auch der Name der führenden Baugenossenschaft. Die neue Heimat bot nicht nur den ausgebombten Deutsche eine neue Zukunft an, sondern war auch Zuflucht für Millionen Flüchtlinge und Vertriebene, die nach Kriegsende aus den besetzten Gebieten zurückströmten. In den 1950er Jahren wurde das Eigenheim zur erreichbaren Utopie von immer mehr Bürgern. In seiner Regierungserklärung von 1953 verkündete Adenauer stolz die Bilanz seines erfolgreichen Integrationsprogramms: „in den ersten vier Jahren (der BRD) sind annähernd sieben Millionen Deutsche wieder zu einer eigenen Wohnung und einem eigenen Heim gekommen, zu einem großen Teil Vertriebene, Ausgebombte und Evakuierte.“<sup>1</sup>

Nach 1989 kam es durch den Fall der Mauer und die Wiedervereinigung zu einem weiteren Erneuerungs- und Integrationsschub. Das Territorium der DDR wurde eingemeindet und in diesem Zuge umfassend umgestaltet durch Abriss, Erneuerung und Sanierung. Wieder waren es Baufirmen, die das neue Gesicht des Landes bestimmten, indem sie kurzerhand historische Schichten entfernten und andere, ältere Schichten durch Aufbereitung wieder hervorholten. In dieser Situation kam es zu tiefgreifenden

<sup>1</sup> Deutschland im Wiederaufbau. Tätigkeitsbericht der Bundesregierung für das Jahr 1953, 8. 1950 befanden sich nach einer Volkszählung rund acht Millionen Flüchtlinge und Vertriebene in der Bundesrepublik Deutschland. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung betrug 16,5 Prozent, in den agrarisch geprägten Hauptaufnahmelandern sogar zwischen 33 Prozent (Schleswig-Holstein) und 21 Prozent (Bayern). Wohnungen für Heimatvertriebene zu schaffen, war eine vordringliche Aufgabe der Nachkriegszeit. Staatliche Umsiedlungsprogramme auf freiwilliger Basis und individuell organisierte Umzüge trugen dazu bei, neue Existenzen aufzubauen. Förderung aus den Mitteln des Marshallplans, des sogenannten Soforthilfegesetzes, des Lastenausgleichs und sozialen Wohnungsbaus halfen zusammen mit hohen Eigenleistungen, neue Wohnungen und Häuser zu schaffen. (Deutsches Historisches Museum. URL: <http://www.dhm.de/ausstellungen/flucht-vertreibung/gliederung.html>. [22.06.2007].

Verunsicherungen, die dem Begriff „Heimat“ zurückkehrte und mit nostalgischer und melancholischer Färbung aufgeladen wurde. Gleichzeitig wurde der Begriff auch von Theoretikern wiederentdeckt, die sich ihn wieder aneigneten und dabei zu einem kritischen Begriff umrüsteten. Der neue Kontext für den erneuerten Heimatbegriff war durch verschiedene Voraussetzungen bestimmt:

erstens: Das Auftreten tiefgreifender Identitätsprobleme nach politischer Grenzverschiebung und der damit einhergehenden radikalen Transformation der politischen Landschaft und

zweitens, eng damit verbunden: Die Suche nach Zugehörigkeiten in einer Welt der Unübersichtlichkeit und Unsicherheit in einem Rückzug in die übersichtliche Erfahrungswelt von Familie und konkreter Lokalität.

Der neue kritische Heimat-Diskurs setzt in der aktuellen historischen Konstellation mit einem neuen Reflexionsstand an und fokussiert dabei vordringlich auf sein nach wie vor literarisch und kulturell höchst kreatives Potential. Seine erste Prämissenrückführung von der Modernisierungsforderung nach permanenter Veränderung, Bewegung und Beschleunigung ab, die von Zeitforschern inzwischen immer deutlicher als anthropologische Überforderung erkannt worden ist. Ohne die traditionalistischen, konservativen oder gar chauvinistisch-reaktionären Implikationen des alten Heimatbegriffs zu beerben geht der neue Heimatbegriff von dem menschlichen Grundbedürfnis aus, ein bedeutungsvolles Verhältnis zum Ort der Existenz aufzubauen. Als ebenso wichtig wie das zustimmende Verhältnis zwischen dem Selbst und seinem Körper gilt hier eine positive soziale Konstellation und die Einbettung des Menschen in ein förderliches räumliches Milieu.

## **Raum und Ort**

Die theoretische Wende und Erneuerung des Heimatdiskurses ist durch die Konstellation der Begriffe „Raum“ und „Gedächtnis“ möglich geworden.<sup>1</sup> Dass eine wichtige Beziehung zwischen Raum und Gedächtnis besteht, ist keine neue Entdeckung. „Groß ist die Kraft der Erinnerung, die

<sup>1</sup> Vgl. Friederike Eigler und Jens Kugele, Hgg., *Heimat. At the Intersection of Memory and Space*, Berlin, Boston, de Gruyter, 2012.

Orten innewohnt“ – dieser Satz stammt bereits von Cicero, der in einzigartiger Weise den Zusammenhalt von Raum und Erinnerung erschlossen hat.<sup>1</sup>

Cicero hat uns nicht nur eine Theorie der Mnemotechnik hinterlassen, in der er gezeigt hat, dass Erinnerung topologisch strukturiert ist und deshalb am besten funktioniert, wenn man ihr ein räumliches Raster vorgibt in Gestalt der sog. „Gedächtnisorte“. Er hat auch die Erinnerungskraft hervorgehoben, die in konkreten geographischen Orten steckt. Sie bleiben, so seine Überzeugung, für den kundigen Reisenden als gegenwärtige Schauplätze eines vergangenen Geschehens weiterhin lesbar und stoßen nachhaltig die historische Imagination und Recherche der Nachgeborenen an. Eine aktualisierte Variante des Eingangssatzes von Cicero habe ich bei dem Historiker Karl Schlögel gefunden: „All unser Wissen von Geschichte haftet an Orten. (...) Wir kommen ohne Bilder von Schauplätzen, an denen sich alles ereignet hat, nicht aus. *Historytakesplace* – Geschichte findet statt.“<sup>2</sup>

Um den neuen Heimatbegriff besser verständlich zu machen, möchte ich hier die Unterscheidung von Raum und Ort einführen. *Raum* wird hier verstanden als eine Bühne des menschlichen Explorations- und Planungsgeistes. Der Raum wird vermessen, kartographiert, strukturiert, modelliert. Er ist disponibel: Aus ihm gilt es, etwas zu machen, er wird immer neu geplant, gestaltet und umgestaltet. Im Gegensatz zum disponiblen Raum als einer Dimension menschlichen Planens und Handelns stehen die konkreten *Orte*, an den bereits gehandelt wurde und die durch Namen und Geschichten individualisiert sind. An Orten haften menschliche Schicksale, Erfahrungen, Erinnerungen. Der Begriff des Raumes enthält ein Planungspotential, das in die Zukunft weist; der Begriff des Ortes

1 Cicero, *De finibus bonorum et malorum*. Über das höchste Gut und das größte Übel, übers. und hg. v. Harald Merklin, Stuttgart 1989, v. 1–2. S. 394–396.

Ein Seitenstück zu diesem Aufsatz habe ich veröffentlicht unter dem Titel „Das Gedächtnis der Ort“, in: *Stimme, Figur*, hg. v. A. Assmann und A. Haverkamp, Sonderheft der Deutschen Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft 68 (1994), S. 17–35.

2 Karl Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München, Wien 2003, S. 70.

dagegen hält ein Erinnerungs- oder Geschichts-Wissen fest, das auf die Vergangenheit bezogen ist.

Der sog. „spatial turn“ hat in die Kulturwissenschaften neue Begriffe und Fragen eingebracht. Bekanntlich war eine wichtige Stimme bei dieser Wende die des Humangeographen und Architekturtheoretikers Edward Soja. Er bediente sich der Wenderhetorik, um das Paradigma der Zeit, das die Historiker seit dem 19. Jahrhundert geleitet hatte, durch das neue Paradigma des Raumes als das des ausgehenden 20. Jahrhunderts zu ersetzen. Raum als die Dimension der Gleichzeitigkeit, so das Argument, sei lange genug durch die Konzentration auf die linearen Prozesse von Zeit und Wandel verdeckt worden. Dazu Karl Schlögel: „Das historische Narrativ hat wesentlich dazu beigetragen, den Raum zum Schweigen zu bringen, der nicht in der zeitlichen Sequenz zur Sprache und zur Anschauung gebracht wird, sondern in der Vergegenwärtigung des Nebeneinander.“<sup>1</sup> Soja zeigte, was dabei mit vergessen worden war: nämlich die „schöpferisch lokalisierte Lebenswelt, die nicht nur das Produkt von Geschichte, sondern vor allem auch der Konstruktion menschlicher Geographien ist, einer sozialen Konstruktion von Raum und der stetigen Formung und Umformung geographischer Landschaften.“<sup>2</sup>

Soja konnte an die Arbeiten französischer Historiker anknüpfen, die bereits zwei Jahrzehnte zuvor den Grund für die Wende gelegt hatten. Einer von ihnen war Henri Lefebvre, der über „La Production de l'espace“ geschrieben hatte und den Raum als „ein Reservoir von Ressourcen“ definierte hatte. Raum, so Lefebvre, sei „mehr als ein Theater, eine Bühne oder ein Setting für Handlung. Raum ist nicht nur eine neutrale Voraussetzung, sondern hat einen aktiven Anteil am Geschehen als Instrument und Ziel, Mittel und Zweck.“<sup>3</sup>

Der spatial turn, der von Historikern, Soziologen und Humangeographen propagiert wird, konzentrierte sich im Wesentlichen auf das, was ich

1 Karl Schlögl, Im Raume lesen wir die Zeit, S. 64.

2 Edward Soja, Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social theory, 1989, S. 10. Vgl. auch: Thirdspace. Journeys to Los Angeles and Other Real and Imagined Places 1996.

3 Lefebvre, Henri La Production de l'espace 1974, Engl. trans. The Production of Space, 1991, S. 410f.

hier als Nexus von Raum und Macht bezeichnen und vom Zusammenhang zwischen Ort und Gedächtnis absetzen möchte. Im Rahmen der postkolonialen Studien zum Beispiel hat sich die Einsicht erhärtet und verbreitet, dass historisches Geschehen nicht nur in Räumen stattfindet, sondern diese überhaupt erst schafft und mit ihnen aufs Engste verschränkt ist. Im kolonialen und politischen Zusammenhang heißt Raum „Territorium“ und setzt spezifische Ziele; Es kann erobert, verteidigt, entdeckt, durchquert, kolonisiert, vermessen, kartographiert, besetzt, ausgebeutet, besiedelt und umbesiedelt werden. In diesem Sinne ist Raum immer schon ein zentraler Fluchtpunkt und Motor kolonialer und imperialer Politik gewesen. Immer geht es in diesem Handlungs-Dispositiv auf irgendeine Weise darum, Raum zu erobern, umzuformen oder auszubeuten und ihn damit zum zentralen Dimension der Manifestation und Repräsentation von Macht zu machen.

Wer über „Raum“ nachdenkt, spricht also meist von etwas, das es zu konstruieren, gestalten, nutzen, besetzen gilt. Raum ist vorwiegend ein Gegenstand des Machens und Planens, eine Dispositionsmasse für intentionale Akteure, ganz gleich, ob es sich dabei um Entdecker, Eroberer, Stadtplaner, Architekten, Investoren, Developer oder Politiker handelt. Alle haben dabei vordringlich die Zukunft im Blick; sie wollen eingreifen, verändern, umgestalten. Während die Rede vom Raum also eher zukunftsgerichtet und – mit den Worten Lefèbvres – Gegenstand von Instrumenten und Zielen, von Mitteln und Zwecken ist, ist die Rede von Orten eher vergangenheitsgerichtet und hebt eine oder mehrere Geschichten hervor, die an ihnen haften und weiterhin ablesbar sind. Orte sind dagegen Geschichtsspeicher; sie zeichnen sich dadurch aus, dass an ihnen bereits gehandelt bzw. etwas erlebt und erlitten wurde. Hier hat Geschichte immer schon stattgefunden und ihre Zeichen in Form von Spuren, Relikten, Resten, Legenden, aber auch Kerben, Narben und Wunden zurückgelassen. Was jeweils von diesen Geschichten und Erfahrungen erinnert, anerkannt und gerettet oder übergangen, ignoriert und zerstört wird, ist wiederum eine Frage politischer Machtkonstellationen.

Der Raumtheoretiker Soja ist nicht zufällig Architekt und schreibt u. a. über Los Angeles, eine Stadt, in der die Raumdimension die Ortsdimension ständig aufzehrt im Zuge einer „beständigen Formation und Reformation geographischer Landschaft“; wo, mit anderen Worten, die stetige Bewegung der Bewohner und Investoren eine räumliche Kristallisierung von

Geschichte und Gedächtnis verhindert.<sup>1</sup> Zum neuen Raumdiskurs gehört deshalb nicht nur das neue Bewusstsein für Raum als ein zentrales Dispositiv der Macht, der Repräsentation, der Gestaltung, sondern auch ein Bewusstsein für Orte in ihrer Konkretheit und Unverwechselbarkeit. Nach Struktur-, Makro- und Mikrogeschichte gewinnen Orte im historischen Denken eine neue Beachtung als Schauplätze historischer Ereignisse, als Form der Verdichtung und Vergegenständlichung von Geschichte, als greifbare Träger von Zeichen und Spuren, die zerstört oder bewahrt, verworfen oder entziffert, markiert oder negiert, vergessen oder erinnert werden.<sup>2</sup> Dieses neue Bewusstsein von Orten als Geschichtsspeicher holt die Dimension der Zeit in Gestalt von Geschichte und Erinnerung in den Raumdiskurs zurück und verschränkt ihn produktiv mit der Gedächtnisforschung. Ort ist ein neuer Gegenstand historischer Analyse, der über schriftliche und bildliche Quellen hinausgreift und das Prinzip der Lesbarkeit auf Landschaften, Städte, Plätze ausdehnt, wo immer – mit den Worten von Foucault – „es zu einer schicksalhaften Kreuzung von Zeit und Raum kam“, oder, mit Benjamin zu sprechen – „Geschichte in den Schauplatz eingewandert ist“. Im Mittelpunkt dieser Analyse stehen nicht Orte, die für eine nationale<sup>3</sup> oder regionale Identifikation grundlegend geworden sind, sondern auch solche, in die sich eine traumatische Geschichte eingeschrieben hat, und die in Form von Gedenkortern als Wunden der Erinnerung offengehalten und zur Schau gestellt werden. Ihren Widerpart finden die geschichts-, erfahrungs- und gedächtnisträchtigen Orte in den sogenannten *non-lieux* wie Parkplätzen, internationalen Flughäfen, Kettenhotels und Kettenbistros, in denen eine bestimmte Funktion die Spezifik der lokalen Physiognomie ausgelöscht hat.<sup>4</sup>

1 Yi-Fu Tuan, *Space and Place. The Perspective of Experience*, Minneapolis, London, 1977. – Los Angeles unterscheidet sich in dieser Hinsicht von New York, das ebenfalls eine „convertibility“ war, wo inzwischen aber erstmals ganze Bereiche unter Denkmalschutz gestellt wurden.

2 Gaston Bachelard, *Poetik des Raumes* (1975), Frankfurt a. M. 2001; Hillis Miller, *Topographies*, Stanford, 1995.

3 Pierre Noras, *Des lieux de mémoire*. Paris, Gallimard, 1984.

4 Marc Augé, *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, Frankfurt a. M. 1994.



Um das Bisherige zusammenzufassen: unter der proklamierten Wende des „spatial turn“ vom Paradigma der Zeit zum Paradigma des Raums tut sich eine weitere Unterscheidung auf, die etwas mit Zukunfts- bzw. Vergangenheitsperspektiven zu tun hat. Während der Raum im engeren Sinne mit Gestaltungsmöglichkeit und Zukunftspotential assoziiert ist, ist der Ort durch seine Geschichte bestimmt, die nur im Ausnahmefall der Gedenkstätten einen ausschließlich retrospektiven Charakter annimmt; die Vergangenheit des Ortes kann auch durch Bestandspflege, lokales Gedächtnis, symbolische Markierungen und andere kulturelle Praktiken gegenwärtig gehalten werden. Das neue Interesse am Raum bedeutet also keineswegs eine Abkehr von Geschichte und Gedächtnis, sondern eröffnet neue Zugänge zu beiden. Sie geben den Blick frei auf eine nichtlineare Geschichte in der *longuedurée* ihrer Brüche und heterogenen Schichtungen. History takes place, Geschichte greift Platz und ergreift Orte, sowohl in großangelegten konstruktiven Entwürfen, die das Leben nachwachsender Generationen bestimmen, als auch in Markierungen und Spuren, die zum Gegenstand von Symbolbildungen und Erzählungen werden, die die homogenisierenden nationalen Narrative perforieren durch eine Vervielfältigung von Erfahrungen, Erinnerungen und Perspektiven.<sup>1</sup>

Das Wort „Perspektiven“ ist entscheidend, denn mir geht es hier keineswegs um eine essentialisierende Polarisierung der Begriffe, sondern um die gegensätzlichen Perspektiven und Praktiken widerstreitender Akteure, die an einem gegebenen Ort aufeinandertreffen. Im alltäglich gewordenen Kampf um das Gesicht unserer Städte zum Beispiel wird die Perspektive des Raums durch den *homo oeconomicus* durch eine Allianz von Politikern, Investoren, Architekten und großen Firmen vertreten, die mit Macht ökonomische Großbauprojekte voranbringen möchten, während die Perspektive des Ortes dagegen durch den *homo conservator* in Gestalt von Denkmalschützern und den heute zunehmend aktiven Bürgerbewegungen vertreten wird. Ob man eine gegebene geographische Fläche also eher als Ort oder als Raum ansieht, ist also nicht so sehr eine Frage ihrer inhärenten Qualität als eine Frage des Blicks, der Perspektive, des aktuellen Interesses.

<sup>1</sup> Edward Said, Invention, Memory, Place, *Critical Inquiry* 26, no. 2 (Winter 2000), S. 175–192, besonders S. 180 ff.

Wer sie als „Ort“ sieht, wird ihre unverwechselbare Physiognomie und ihr historisches Gedächtnis betonen, was dann das Planungspotential notgedrungen einschränkt. Wer die Fläche dagegen als „Raum“ sieht, wird umgekehrt die existierenden Spuren und gelebten Nutzungen übersehen, um sie im Dienste der Umgestaltungsmöglichkeiten abzutragen und zu überbauen.

### **Die Stadt als Palimpsest – Spuren von Gewalt und Trauma**

Die Architektur der Stadt lässt sich als ein dreidimensionaler Palimpsest geronnener und geschichteter Geschichte als Resultat wiederholter Umformungen, Überschreibungen, Sedimentierungen beschreiben. Was sich in der Zeit nacheinander abgespielt, verdrängt, überlagert und ausgeschlossen hat, das wird in der räumlichen Dimension als geschichtete Kopräsenz sichtbar. In dieser Dimension der übereinander abgelagerten „Zeitschichten“ (Reinhard Koselleck) gilt die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (Wilhelm Pindar).

Während Geschichte als Narrativ notwendig linear strukturiert ist, ist sie im Stadtraum geschichtet und heterogen, durchkreuzt und verdichtet in den Besiedlungsphasen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen. Das gilt insbesondere für zentral- und osteuropäische Städte, die durch Migrationen, imperiale Expansionspolitik, Zwangsumsiedlungen und Deportationen geprägt sind; hier stellt sich lokale Geschichte als Vielfalt und Alterität auf engstem Raum dar. Obwohl im Stadtraum immer vieles gleichzeitig anwesend ist, heißt das jedoch noch keineswegs, dass diese heterogenen Schichten auch wahrgenommen werden und im Bewusstsein präsent sind. Die Stadt mit ihren materiellen Relikten unterschiedlicher Zeitschichten hat ein sehr viel längeres Gedächtnis als das jeweilige politische Regime, in dessen Grenzen sie sich befindet. Auf einer Podiumsdiskussion zum Thema „Kulturelles Erbe“ teilte der polnische Historiker Robert Traba mit, dass in den Städten der Nachkriegszeit, in denen er in aufwuchs, dieser Begriff des Erbes keinen guten Klang hatte. Mit den fremden Schichten der eigenen Stadt konnte und wollte man sich nicht identifizieren; sie galten als ein Störfaktor im nationalen Selbstbild und wurden deshalb ausgeblendet. Der polnisch-litauisch-amerikanische Autor Czesław Miłosz dagegen hob die heterogenen Zeitschichten

am Beispiel von Städten wie Danzig, Königsberg, Breslau und seiner Heimatstadt Wilna/Vilnius hervor, als er schrieb: „Ein Pole in Danzig zum Beispiel wird mit der deutschen Kultur konfrontiert, die sich jahrhundertlang aufgeschichtet hat und die in jedem architektonischen Detail anwesend ist.“<sup>1</sup> Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus registrierte er eine zunehmende Bereitschaft zur Wahrnehmung der *longuedurée* dieser Stadt und damit der Anerkennung ihrer geschichteten Geschichte. „Die Polen, die sich als Danziger oder Breslauer fühlen, weil sie in diesen Städten ihre Kindheit und Jugend verbrachten, scheinen Achtung für das Erbe zu lernen. Und dieses Erbe verdanken sie der Arbeit von vielen deutschen Generationen.“<sup>2</sup> Durch den Einfluss liberaler bürgerlicher Kreise, so schreibt die Kunsthistorikerin Małgorzata Omilanowska, zieht gegenwärtig „die Vergangenheit der Stadt, zumal die deutsche des 19. Jahrhunderts samt der Spuren der damaligen Bewohner – und damit auch die Architektur des Historismus“ immer mehr Interesse auf sich.<sup>3</sup> In exemplarischen Palimpsest-Städten wie Danzig, Breslaw, Riga oder Wilna, wo sich unterschiedliche ethnische Kulturen kreuzten und überlagerten, und die den rapiden Wechsel von politischen Systemen und Nationen erlebt haben, stellt sich nach Miłosz für die Nachgeborenen die heute gewichtige Frage: „Wie kann man dieses Erbe als das eigene anerkennen, wie fügt man sich ein in die Generationenkette dieser Stadt?“<sup>4</sup>

1 Ein anschauliches Beispiel für den Palimpsestcharakter eines Gebäudes ist das mehrfach umgebaute Schwarzhäupterhaus auf dem Marktplatz von Riga. Das gotische Backsteingebäude wurde im 14. Jahrhundert errichtet, im 16. Jahrhundert in einem manieristischen Renaissancestil reichlich verziert und bis in 19. Jahrhundert immer wieder erneuert.

2 Czesław Miłosz, „Magisch ist die Schönheit dieser Stadt.“ Juden, Polen, Litauer, Weißrussen, Dichter und Historiker: Wilna im Fadenkreuz der Nationalismen, in: FAZ vom 21.10.2000, Nr. 245, I.

3 Małgorzata Omilanowska „Rekonstruktion statt Original – das historische Zentrum von Warschau“, Informationen zur Raumentwicklung Heft 3/4. 2011, S. 227–236, 234. Die Autorin fügt allerdings noch hinzu, dass sich die Liebhaber des „alten Danzig“ nicht an Fassadenverkleidungen aus Kunststoff stören.

4 Czesław Miłosz in Martin Wäde, Hg., Die Zukunft der Erinnerung, Göttingen, 2001, S. 53–55.

Ähnlich wie Miłosz, der die Schichtungen polnischer und litauischer Städte hervorhob, hat der serbische Architekt und Künstler Bogdan Bogdanovic die Städte des ehemaligen Jugoslawien als „Depot gesammelter Erinnerungen“ beschrieben. Ihn faszinierte ebenfalls die longuedurée dieser Städte, die die kurzen Lebenszyklen ihrer Bewohner und der politischen Systeme bei weitem übersteigt: „Von welcher kurzen Dauer sind die verschiedenen ethnischen Perioden, wenn wir sie mit der Dauerhaftigkeit einzelner Städte vergleichen – um von politischen Teilungen gar nicht zu sprechen. Sprachen und Nationen sind oft kurzlebiger als viele alte städtische Siedlungen, durch die eine Vielzahl von Völkern hindurchgegangen ist, und in denen in verschiedenen Sprachen gesprochen wurde.“<sup>1</sup>

Umso schwerer traf ihn die Serie von Städtezerstörungen in Vukovar, Mostar, Sarajevo, Dubrovnik, die von der jugoslawischen Stadt Belgrad ausging, in der er selbst zehn Jahre zuvor Bürgermeister gewesen war. In seinem Buch *Die Stadt und der Tod* analysierte er die Motivation, die hinter der radikalen Zerstörungswut „moderner Barbaren“ steht. Er deutete den „Urbizid“ (Städtemord) als Ausdruck einer Furcht vor der komplexen und unerschöpflichen Formensprache vergangener Epochen und kultureller Überlagerungen, die die Städtezerstörer weder verstehen, beherrschen noch kontrollieren können.<sup>2</sup>

Die verräumlichte Geschichte hat eine durch Überbauungen und Ablagerung kultureller Restbestände „gewachsene“ Struktur, zumal auf dem Balkan, wo die Kulturen und Gruppen in einer „tausendjährigen gegenseitigen Durchdringung“ existierten.<sup>3</sup> Diese historische Komplexität

1 Bogdan Bogdanovic, *Architektur der Erinnerung*, Klagenfurt 1994, S. 20.

2 Den Begriff „Urbizid“ übernehme ich von Renate Lachmann, deren Aufsatz ich wichtige Einsichten verdanke. Dies., „Bogdan Bogdanovic und seine Zerstörungsphilosophie“, in: Davor Beganović und Peter Braun, Hgg., *Krieg Sichten. Zur medialen Darstellung der Kriege in Jugoslawien*, München 2007, 105–127; 107. Pierre Clastres hat den engen Zusammenhang zwischen Urbizid und Ethnozid thematisiert und dabei den zwanghaften Drang zur Einheit und die Zerstörung von Vielheit und Differenz als einen Motor der kolonialen Gewalt herausgestellt. *Archäologie der Gewalt*. Aus dem Französischen von Marc Blankenburg, Diaphanes Verlag, Zürich 2008.

3 Bogdanovic, *Stadt*, 1993, S. 42–44.

zu zerstören und ihre eigene Geschichte absolut zu setzen sei das Ziel nationalistischer – (und, wie wir hinzufügen dürfen: sozialistischer und modernistischer) – Städtezerstörer gewesen. Der nationalistischen Zerstörungswut im Balkankrieg gingen viele signifikante Trennungs-Handlungen voran: die räumliche Distanzierung, die sprachliche Entflechtung und der Wettkampf von nationalen Symbolen, die zu Abzeichen, Fanalen und Kampfzeichen aufgerüstet wurden. Die Städtezerstörer hatten es auf eben jene symbolträchtigen Zeichen abgesehen: auf Brücken, Kirchtürme, Kuppeln und Minarette. Renate Lachmann, die sich mit Bogdanovics Kulturtheorie beschäftigt hat, fasst seine These folgendermaßen zusammen: „Es ging also gerade um die Zerstörung der Geschichte, an der keinerlei Anteil erwünscht war, und die nicht als eine gemeinsame erfahren wurde, einer fremden Geschichte also, die sich durch sichtbare Zeichen, ihre architektonischen Male, kundtat.“<sup>1</sup>

In der Analyse von Bogdanovic gilt der Urbizid, die Zerstörung der Stadt, dem von ihr verkörperten Gedächtnisspeicher, ist also zugleich ein Mnemozid. Die Verordner eines neuen nationalistischen Gedächtnisses schafften diesem Geltung, indem sie das Frühere auslöschten und eine *tabula rasa* Situation schafften. Das „Raum“-Denken gewann dabei die Oberhand über die Würdigung der „Orte“.

In einem Aufsatz über die Wiedergewinnung von Geschichte in post-sowjetischen Städten hat John Czaplicka gezeigt, dass sich das allgemeine Bewußtsein nachwachsender Generationen in Osteuropa nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion deutlich verändert hat. Er beschreibt anschaulich, wie nach 1990 der radikale Wandel von politischer Ideologie und Weltbild zu einer Abwehr modernen Raumdenkens und einer neuen Würdigung historischer Orte geführt hat. Der politische Wandel, der auch die unbefragte normative Geltung des Zeitregimes der Moderne beendet hatte, führte zu einer Aufwertung, Wiederkehr und – wie wir noch sehen werden: – Rückholung der Vergangenheit. Czaplicka stützte sich bei seiner Untersuchung auf Interviews, die er in vier post-kommunistischen Städten (Danzig/Gdansk, Lemberg/L'viv, Riga und Vilnius) durchgeführt hat. Bürgerinnen und Bürger wurden von ihm nach ihrem Verhältnis zu ihrer Stadt befragt. Das Ergebnis war erstaunlich einheitlich: Man identifizierte

1 Renate Lachmann, „Bogdan Bogdanovic und seine Zerstörungsphilosophie“, S. 118.

sich emotional mit lokal gewachsenen Stadtteilen und historischen Gebäuden, während man die einförmigen Plattenbauten und die monumentale Symbolarchitektur des sozialistischen Fortschritts der modernen Bauphase entweder ganz ausblendete, als fremd empfand, oder sich von ihr explizit distanzierte. Das Aufleben eines lokalen Stolzes, eine neue Identifikation mit dem eigenen Ort und seiner Geschichte führte seit den 90er Jahren in diesen Städten zu umfassenden Aktivitäten der Altstadtsanierung und Rekonstruktionsprojekten, die das historische Stadtbild aufwerteten und wieder sinnfällig zu Erscheinung brachten. Während die sowjetischen Modernisierungsprojekte Differenz beseitigt und die Gleichförmigkeit der Städte vorangetrieben hatten, kam es nun umgekehrt darauf an, die unverwechselbare Eigenprägung des Lokalen wieder sichtbar zu machen, was mit einer Wiederentdeckung der Vergangenheit und einer Wiederaneignung der gebauten Geschichte einherging. Die Bewohner übernahmen dabei auch zunehmend Eigenverantwortung für ihr „builtenvironment“ und investierten mit ihrer emotionalen Haltung, ihrer Arbeit und ihrem Geld in die eigene Stadt. Mit diesem aktiven Engagement trugen sie zur Konstruktion dessen bei, was man den „Habitus“ (Rolf Lindner), die „Eigenlogik“ (Martina Löw), den „Charakter“ (John Czaplicka), die „Persönlichkeit“ (Carl Sauer) oder auch die unverwechselbare Identität der Stadt genannt hat. All das ist in den neuen Heimatbegriff eingegangen; er bezieht sich auf diesen besonderen lokalen Charme und „besteht in der Art und Weise, wie die Architektur auf Klima und Räumlichkeit einer Stadt oder Region Bezug nimmt und sich mit der gesammelten Erfahrung und Geschichte seiner Bewohner auseinandersetzt, wie sie in der materiellen Kultur ihren Ausdruck findet.“<sup>1</sup>

Seit den 1980er Jahren entstand auch in westdeutschen Städten „das Leitbild der unverwechselbaren Stadtindividualität“.<sup>2</sup> Diese Investitionen in die

1 “The measure of the vernacular lies in the responsiveness of architecture to the climate and topography of a particular city or region, to the accumulated experience and history of its inhabitants, which is expressed in an extant material culture”. John Czaplicka, „The Vernacular in Place and Time: Relocating History in Post-Soviet Cities“, in: Umbach, Hüppauf, Vernacular Modernism, Stanford, University Press, S. 181.

2 Ingrid Krau, Städtebau als Prozess, S. 96.

Wiedergewinnung eines gemeinsamen „Bildes der Stadt“ mit einem unverwechselbaren, wiedererkennbaren Profil werden allgemein auf ein wachsendes Bedürfnis der Bewohner nach räumlicher und zeitlicher Verankerung zurückgeführt. Den Modernisierern und Architekten ist diese Entwicklung allerdings suspekt. Sie sehen darin eine Selbstvermarktungsstrategie, die sie mit dem Label einer postmodernen Heritage-Industrie abtun. Auch von Nostalgie und „Heimatkult“ ist in diesem Zusammenhang gern die Rede. Der damit einhergehende Stimmungswechsel lässt sich aber auch als Reaktionsbildung nicht nur auf die Traumata der Kriege, sondern auch auf die Utopien und „kreative Zerstörung“ großangelegter Modernisierungsprojekte verstehen. Die vormals missachtete und zerstörte Geschichte spielt im Bewusstsein der Menschen heute offensichtlich eine neue Rolle. In Städten wie Riga und Vilnius, so schreibt Czaplicka, „hat die Kombination architektonischer Typen und Stile ein charakteristisches Stadtbild hervorgebracht, in das unterschiedliche Zeitschichten eingegangen sind.“<sup>1</sup> Die emotionalen und materiellen Investitionen der Bürger in diese Städte mit ihren historischen Schichten und europäischen Verflechtungen durch Religion, Handel, bürgerliche Kultur, aber auch durch koloniale Expansion, imperiale Gewalt und erzwungene Migrationen könnten ein Hinweis darauf sein, dass diese Städte zunehmend als „Depot gesammelter Erinnerungen“ im Sinne von Bogdan Boganovic verstanden werden, und dass „man dieses Erbe als das eigene“ anerkennt und sich – mit den Worten von Czesław Miłosz – einfügt in ihre „Generationenkette“.

Für den Palimpsestcharakter der Stadt sind natürlich auch moderne Schichten wichtig und für die nachfolgenden Generationen unbedingt zu erhalten. Andererseits sollte das neue Interesse der Bewohner an historischen Bauformen nicht pauschal als „rückwärtsgewandt“ und „nostalgisch“ abgeurteilt werden.<sup>2</sup> Im Expertendiskurs lesen wir immer wieder, dass die heutigen Menschen der Aufklärung und der Moderne immer weniger gewachsen sind und mit ihrer Suche nach Identität, lokaler Bindung und der

1 “In both Riga and Vilnius, the combination of architectural types and styles generates a characteristic citiscape informed by various periods of the city’s history. The peculiarity of the historical composite is central in defining the individuality of each city.”, John Czaplicka, S. 189.

2 Ingrid Krau, Städtebau als Prozess, S. 97.

Anknüpfung an Vergangenheit ihre Angst vor der Globalisierung bändigen. Ganz in diesem Sinne betonte Hermann Lübke Anfang der 1980er Jahre: „In der Flucht der Städtebilder hat die musealisierende Praxis die evidente Funktion, Elemente der Wiedererkennbarkeit, Elemente der Identität zu sichern.“<sup>1</sup> Die affektive Hinwendung zur Vergangenheit galt als eine „Kompensation“ für die Zumutungen des beschleunigten Fortschritts und des damit einhergehenden Vertrautheitsschwunds unserer Lebenswelt.

Eine ähnliche Position vertritt der Kunsthistoriker und Stadtforscher Gerhard Vinken in seinem Buch *Zone Heimat. Über Altstädte als Produkte der Modernisierung*. Vinken geht jedoch noch einen Schritt über die Kompensationstheoretiker hinaus. Er bestimmt die Altstadt nicht als ein Widerlager und eine Kompensationserscheinung der Modernisierung, sondern als ihr folgerichtiges Produkt. Seine leitende These ist, dass die (westeuropäischen) Altstädte nicht als authentische Zeugen vergangener Epochen und Lebensweisen anzusehen sind, sondern als Produkte des modernen Städtebaus. Er sieht deshalb in dem, was er „Altstadtdgenerierung“ nennt, „einen inhärenten Teil des Modernisierungsprozesses“.<sup>2</sup> Damit steht er nicht allein. Andere haben von „Altstadtfabriken“ gesprochen.<sup>3</sup> Das vermeintlich Authentische und Alte erweist sich dabei als das auf alt gemachte Neue: Einerseits durch Umsetzung der neuen sanitären, sozialen und baupolizeilichen Standards, andererseits durch eine vereinheitlichende und historisierende Gestaltung. Vinken spricht in diesem Zusammenhang auch von „Traditionsinseln“, die – ganz im Sinne der Kompensationstheoretiker – städtische Identität und Kontinuität verbürgen sollen, eben jene Qualitäten, die aus den Funktionsräumen der Moderne verdrängt worden sind. Wie alle Modernisierungstheoretiker steht Vinken dieser Entwicklung verständnislos gegenüber: „Durch die Rekonstruktion zerstörter Bauwerke oder historischer Ensembles sollten die „Wunden“, die den Städten in Krieg und Nachkriegszeit geschlagen

1 Hermann Lübke, Fortschritt als Orientierungsproblem – Aufklärung in der Gegenwart. Freiburg: Rombach, S. 18.

2 Gerhard Vinken, *Zone Heimat. Altstadt im modernen Städtebau*, Berlin, München: Deutscher Kunstverlag 2008, S. 13.

3 Brinkmann 2007, zit. nach Ingrid Krau, Städtebau als Prozess, S. 99–100.



worden waren, endlich „heilen“.<sup>1</sup> Ob diese Wunden tatsächlich geheilt und damit die Zerstörungen des Krieges und der Nachkriegsmoderne vergessen und ausgelöscht werden können, ist allerdings fraglich. Dass sie aber sie eine neue Sensibilität für Orte und ihre historische Nachhaltigkeit hervorgebracht haben, wird man wohl kaum bestreiten können.

Die Offenheit und Veränderungsmöglichkeiten der Zukunft erscheinen inzwischen als stark eingeschränkt durch die Zwänge bedrohlicher Umweltveränderungen, die den gesamten Planeten Erde erfasst haben. Was sich dagegen in den letzten Jahrzehnten erstaunlich erweitert hat, ist unser Bild von der Vergangenheit. Ganze Geschichtsdomänen, die lange Zeit aus dem Bewusstseinshorizont der Gegenwart verschwunden waren, sind nach dem Wandel politischer Systeme wieder aufgetaucht und mit ihnen auch einige der verschwundenen Gebäude.

### **Schluss: Neue Herausforderungen in der neuen Heimat**

Der alte Heimatbegriff war ein „imaginaryhomeland“ (Salman Rushdie), eine Idylle in der Vergangenheit, die von der Erinnerung nostalgisch verklärt und geschützt wurde. Ein wichtiges Merkmal dieses alten Heimatbegriffs war, dass hier eine geschlossene Gruppe mit sich alleine und im Reinen war. Es gab an diesem Ort keine Herausforderungen, keine Zumutungen, keine Bedrohungen durch Fremde. Hier herrschte die fraglose Selbstidentität des Eigenen, die nur in der Fiktion der Heimat erfahren werden kann. Falls diese Heimat nicht immer schon eine nostalgische oder mythische Projektion war, so ist sie heute vollends unrealistisch geworden. Die Fiktion der Nation hat sich bemüht, diesem Idealbild so nahe wie möglich zu kommen – mit, wie wir wissen, verheerenden Folgen für die Fremden: Sie schuf einen homogenen Raum, in dem die Bewohner in einem Territorium eine Sprache sprachen, eine Religion bzw. Kultur miteinander teilten, und sich als Abkömmlinge einer gemeinsamen Geschichte imaginieren durfte.

Von dieser Einheitsnation sind wir heute weit entfernt. Besonders deutlich hat der Künstler Hans Haacke dies in einer Installation im Jahre 2000 gezeigt, die er im ehemaligen Reichstag aufstellte. Als Pendant zur

<sup>1</sup> Gerhard Vinken, *Zone Heimat*, S. 9.

monumentalen Steininschrift über dem Eingang „Dem deutschen Volke“ (1916) schuf er im Lichthof des Reichstags einen Steintrog mit verschiedenen Erden, in denen in Neon der Leuchtschriftzug zu lesen ist: „Der deutschen Bevölkerung“. Die deutsche Bevölkerung zeichnet sich offensichtlich nicht mehr durch Ähnlichkeit, geschweige denn Gleichförmigkeit aus, sondern durch Differenz. Diese Differenzen, die ja schon auf den politischen Übergang von 1945 zurückgehen, sind mit dem Übergang in eine Immigrationsgesellschaft allgemein sichtbar und fühlbar geworden. „Jetzt wächst zusammen, was nicht zusammen gehört“, hat der Soziologie Ulrich Beck diesen Prozess kommentiert. In der Tat prägen nicht mehr nur soziale, sondern immer stärker auch ethnische, religiöse und kulturelle Differenzen die Lebenswelt, die die ethnischen Deutschen inzwischen mit 16 Millionen Menschen aus Zuwandererfamilien teilen. Das entspricht einem Bevölkerungsanteil von annähernd 20 Prozent. Keine Frage, dass sich damit ganz neue Fragen und Herausforderungen für den Heimatbegriff ergeben. So unselbstverständlich sie für viele immer noch sind und so viel über sie diskutiert wird, die ehemals Fremden sind längst in den Regionen angekommen und dort auch angewachsen. Vertreter der 2. türkischen Einwanderergeneration erheben längst Anspruch auf Heimatgenossenschaft durch ihren makellosen Lokaldialekt. Bülent Ceylan zum Beispiel ist einer der erfolgreichen Stand up Komiker türkischer Herkunft, die wie Rockstars gefeiert werden und ganze Stadien füllen. Er tut dies bevorzugt gerade auch in seinem Mannheimer Dialekt, was manche Einheimischen, die auf dieser Ebene nicht mithalten können, das Gefühl der eigenen Fremdheit gegenüber diesem Mannheimer vermittelt. Angesichts dieser offensiv-kreativen Beispiele für Partizipation in der Mehrheitsgesellschaft ist zu erwarten, dass nicht nur die Lachangebote, sondern auch die Geschichten dieser Migranten langsam in der Mitte der Gesellschaft ankommen. Auf diese Weise reichert sich das Gedächtnis des Ortes mit Geschichten an, die in das Land mitgebracht wurden, sowie mit Erfahrungen, die in diesem Land gemacht wurden. Der Heimatbegriff, der zeigt auch der wachsende Migrantenanteil an der deutschen Gegenwartsliteratur, ist heterogener, vielfältiger und vor allem auch vielfältiger geworden.

*Gehalten am 18. Juli 2013*

*Heimat – Zur Erneuerung und Wiederaneignung eines alten Begriffs*



*Der Bevölkerung* von Hans Haacke, 2000

ALEIDA ASSMANN studierte von 1966 bis 1972 Anglistik und Ägyptologie in Heidelberg und Tübingen. 1977 promovierte sie im Fach Anglistik in Heidelberg über *Die Legitimität der Fiktion*. 1992 habilitierte sie sich an der Neuphilologischen Fakultät der Universität Heidelberg, 1993 folgte sie einem Ruf auf den Lehrstuhl für Anglistik und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz. 2001 nahm sie eine Max-Kade-Gastprofessur an der Princeton University in New Jersey wahr. Weitere Gastprofessuren führten sie an die Rice University in Houston (2000), die Yale University in New Haven (2002, 2003, 2005) und die Universität Chicago (2007). Assmann veröffentlichte zahlreiche Arbeiten zur englischen Literatur und zur Archäologie der literarischen Kommunikation. Seit den 1990er Jahren ist ihr Forschungsschwerpunkt die Kulturanthropologie, insbesondere die Themen kulturelles Gedächtnis, Erinnerung und Vergessen.